



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum Weimarer Jubilate.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Buch, in welchem dieses Werk der Wahrheit und des Mutes gethan ward, eine Vereinigung glänzender Beredsamkeit und unermüdlischen Fleißes darstellt, das sichert ihm umsomehr eine lange Dauer. Es ist wahrlich wert, ein „Besitz auf immer“ zu heißen, und noch oft werden aus seinem Arsenal Waffen geholt werden, wenn man versuchen wird, das Krokodil wieder hinter den Vorhang zu stecken und es wieder für einen Gott auszugeben.

Heilbronn.

G. Egelhaaf.



Zum Weimarer Jubilate.



Die Nachrichten von den Verfügungen des letzten Goethespröhlings, von der Versammlung zu Weimar und von deren Beschlüssen sind mit einer bei uns Deutschen ungewöhnlichen Stille aufgenommen worden. Sind wir denn wirklich nicht mehr das Volk der Neunmalweisen, der Besserwisser?

Der deutschen Mäkelsucht soll hier kein Loblied gesungen werden. Die Würde eines beispiellosen, wahrhaft großartigen Vorganges, die Reinheit und Tiefe seines Eindruckes — wir wären die letzten, welche diese Weihe vorlaut unterbrochen sehen möchten. Aber gerade, weil es sich hier um große Dinge, um einen Volkschatz handelt, hat jenes Schweigen auch etwas Beunruhigendes. Fallen wir nicht aus einem Fehler in den andern! Daß wir über die Behandlung des Goethischen Nachlasses in den Hauptdingen einig sind, ist ja sehr schön; man könnte es beinahe erhebend nennen. Aber aus demselben Gesichtspunkte würde es leichtsinnig sein, einzelne Bedenken — und träfen sie auch nur Kleinigkeiten — zu unterdrücken. Im Grunde ist hier nichts eine Kleinigkeit. Handelt es sich doch darum, die schwere Aufgabe, die wir jetzt vor uns liegen sehen, möglichst vollkommen zu lösen.

Erörterung einzelner Punkte wird das Werk nicht aufhalten. Noch sind ja nicht endgiltige Beschlüsse gefaßt, noch sind keine Anfänge der Arbeit vorhanden, welche die Fortsetzung bänden. Das bescheidne Wort eines Unbetheiligten kann also vielleicht noch eine gute Stätte finden.

Es soll hier von der endgiltigen Ausgabe der Gesammelten Schriften, und zwar zunächst von einer — vielleicht unbedeutenden — Einzelheit die Rede sein.

Der vorläufig zusammengetretene Ausschuß hat mitgeteilt, daß sich in der Handschrift der Venetianischen Epigramme einige bisher ungedruckte Stücke vor-

gefunden haben. Wegen des sehr anstößigen Inhalts habe man beschlossen, dieselben nicht zu veröffentlichen.

Die endgiltige Ausgabe wird also nicht vollständig sein? Wir gestehen, daß wir von dieser Ankündigung seltsam überrascht worden sind. Nicht der wenigen Zeilen wegen, die der allgemeinen Kenntnis entzogen bleiben sollen; obgleich uns jede Zeile Goethes, jeder Strahl seines Geistes heilig sein sollte, und wenn er auch aus Dämpfen von Pech und Schwefel hervorbräche.

Die Frage, die man sich aufwirft, liegt tiefer. Wer urteilt denn hier über Goethe? fragt man sich. Wer fühlt sich denn so sicher, in solchem Falle über dichterische Wohlstandigkeit zu Gericht sitzen zu dürfen? Es sind herkömmlichermaßen die „berufensten Männer unsrer Zeit,“ das ist ja unbestritten. Aber ohne unsre Zeit verkleinern zu wollen: messen wir doch einmal ihren Geist mit dem Geiste Goethes. Wir von heute werden alle einmal spurlos hinweggespült worden sein — alle bis auf einen, und der ist nicht Mitglied der Goethegesellschaft. Die Enge menschlichen Gedächtnisses, die Schwäche menschlicher Empfänglichkeit sind glücklicherweise furchtbare Totenrichter am Grenzflusse des Nachruhms. Goethe aber wird bleiben. Zu jedem kommenden Geschlechte von Menschen wird er als Mensch, als ein Lebendiger aus der Reihe der Schatten hinübertreten. Und Goethes bitteres Wort von dem „Gänsegeschlecht,“ das unter den Hockschnäbeln großer Toten hervorschnattert, wird wohl auch nicht vergessen werden. Die Aussicht auf diese Bezeichnung sollte eigentlich wenig verlockend sein. Will wirklich jemand, Arm in Arm mit Goethe als Geistesgenosse, wie weiland Nicolai mit Lessing, das Urteil der Nachwelt herausfordern?

Man werfe nicht ein, Goethe selbst habe darüber schon entschieden, Goethe selbst habe jene Verse unterdrückt. Wohl gab es einmal einen Herrn Geheimde-
rat Johann Wolfgang von Goethe, Excellenz, Wirklichen Staatsminister, der hat allerdings die Blätter zurückgelegt. Der ist aber schon im Jahre 1832 gestorben. Damals hat er den gestickten Frack für alle Zeiten abgethan; und an den Popanz, welchen dann der arme Börne damit ausgestattet hat, glaubt heute kein Mensch mehr. Und Goethe, „Wolfgang Apollo“ im Strahlentleide der Ewigkeit — der doch gewiß ein Vorgefühl von dem gehabt hat, was mit seiner Hinterlassenschaft einst vorgenommen werden würde —, er hat die Verse keineswegs vernichtet, er hat sie sorgsam aufbewahrt. Daß eine vorläufige Entscheidung Goethes uns nicht binden kann, das liegt doch auf der Hand.

Und nicht nur Goethe steht uns heute anders gegenüber: auch die Zustände haben sich geändert. Wie sehr, dessen scheint man sich nicht immer klar bewußt zu sein. Heute giebt es kein verhängtes Allerheiligstes mehr, in das der „Literat“ den Strahl der Fackel nicht fallen lassen dürfte. An die wahre Dichtung und an die reine Forschung legt kein Staatsanwalt mehr die Hand. Blicken wir doch einmal zurück und vergleichen wir: was ist denn überhaupt noch

christlich in unsrer Literatur? Dagegen befand sich zu Goethes Zeit der Schriftsteller zum Christentum ungefähr in der gleichen Lage wie der Keger in stockkatholischem Lande: „Hut ab! und auf die Knie! mach wenigstens ein Gaukelspiel, Hallunk, wenn dir nicht Schlimmes widerfahren soll.“ Freilich wenn der Geist gegenwärtig freier ist, so sind wir dafür umso ängstlicher in der Form; für Form aber hat der Staatsanwalt den Blick des vierfach destillirten Oberzeremonienmeisters. Und Goethe kann schauerhaft unanständig sein. Die Zeit wird aber doch wohl einmal eintreten müssen, wo, was für die alten Klassiker und für die der Franzosen recht, für die unsern billig ist. Einen Staatsanwalt, der sich an Goethe wagte, giebt es überhaupt schwerlich mehr; und um die freiwilligen Tugendwächter, die immer noch beschränkt genug sind, zu glauben, Goethe sei der Mann, müde Junggesellen zu fesseln — um die brauchen wir uns nicht zu kümmern.

Einen äußern Punkt schließlich, der auch noch mitzählt, sollte doch keine Erwägung übergehen. Der letzte Goethe-Enkel hat den Schatz des Nachlasses einer hohen Frau übertragen. Sie hat die Pflicht, die sie damit auf sich nahm, hochherzig aufgefaßt, und bis jetzt ist alles so schön gelungen. Vergessen wir aber nicht, daß eine Verantwortung auf ihr ruhen bleibt, auch nachdem sie das teure Vermächtnis rein in reine Hände gelegt hat. Sie darf doch nicht bössartigen Bemerkungen ausgesetzt werden! Man sollte sich sehr hüten, zu schlechten Wizen — etwa über „Textkritik im Unterrocke“ oder über den „Goethe für höhere Töchter“ Gelegenheit zu geben.

Wer sich großer Dinge unterfährt, der setzt sich in ein Glashaus. So lasse er wenigstens von seiner Arbeit nicht selber die Brocken fallen, womit ihm Buben die Scheiben einwerfen könnten.

Was werden denn jene Verse überhaupt so Schlimmes enthalten, daß Sitte und Kirche dadurch gefährdet werden sollten? Man wird schwerlich jemanden davon überzeugen, daß nicht vor Goethe und nach Goethe weit gewagtere Gedanken gedruckt worden wären. Und was die Gesellschaftsfähigkeit der Form anlangt, so bewegen sich doch schon die Paralipomena der landläufigen Ausgaben mindestens in Hemdsärmeln. Hat man jemanden aber erst den Rock ablegen lassen, so ist alles weitere doch nur noch ein Unterschied des Grades. Haben wir das Durchbrechen der Schranke einmal geduldet, so haben wir ehrlicherweise kein Recht mehr über fernere Ausschreitungen zu zetern. Ärgernis giebt jenes wie dieses. Denn „das Nacktgöttliche ist ihnen fatal, und ein Satyr hat immer seine guten Gründe, wenn er Hosen anzieht und darauf dringt, daß auch Apollo Hosen anziehe“ — man findet manchmal auch bei Heine Stellen, die für ewige Zeiten geschrieben sind.

Betrachten wir doch einmal den Erfolg, den man sich von dieser Geheimnißkrämerei versprechen darf. Glaubt man wirklich, daß jene Zeilen fernerhin unbekannt bleiben werden? Bisher war das denkbar, solange sie noch

in unzugänglichen Schränken verborgen gehalten wurden. Hat man sie aber erst einmal im Archive niedergelegt — denn auf den Gedanken kann doch wohl niemand geraten, sie vernichten zu wollen —, so wird man sie jedem ernsthaften Forscher in die Hände geben müssen, gerade so gut wie irgendeinen andern Teil der Urkunden. Das Ergebnis läßt sich voraussagen. Über solchen Dingen schwebt ein so scharfer Geruch, daß er die Wände jeder Sicherheitsmaßregel durchdringt. In kurzer Frist werden hunderte von Leuten jene argen Epigramme auswendig wissen.

Das wäre nun freilich ebensowenig ein Unglück, wie etwa ihre Veröffentlichung überhaupt. Aber wir stehen damit auch erst am Anfange der Ereignisse. Denn nun kommt der findige Buchhändler und eröffnet mit möglichster Feierlichkeit die „erste vollständige Ausgabe“ — natürlich bloß der Epigramme, damit ja auch magere Börsen das Büchelchen aufwiegen können. „Unschätzbar zur Kenntnis Goethes! eine Bereicherung der Literatur!“ Im Anzeigeteile vorurteilsfreier Blätter wird man dann zwischen „Pikanten Photographien“ und „Spezialitäten für Herren“ Goethes Namen lesen können. Hinter dem Buchhändler jedoch — kommt der Staatsanwalt. Diesmal mit vollem Rechte; diesmal muß er kommen. Denn der Verfasser bleibt hier völlig außer Betracht: es gilt — mit der nötigen Feuerzange — den unsaubern Geschäftsmann zu packen, dem es ganz gleich ist, ob er mit Goethischen Epigrammen handelt oder mit irgendwelchen „Geheimnissen der Liebe und Ehe,“ dem Goethes Name bloß ein „Puff“ ist. Und dann ist wirklich das Ärgernis da. Dann wirft sich der Schwindler in die Brust und beruft sich auf höhere literarische Interessen, vor denen die landläufige Moral zu schweigen habe; und der Verteidiger erhebt die Stimme, die beleidigten Manen Goethes heraufzubeschwören. Dann wiederholt sich der Skandal vom „Tagebuche“; denn das Publikum unterscheidet nicht so fein: das sieht eben Goethe auf der Anklagebank sitzen.

Wir hoffen noch immer, man werde uns dieses Schauspiel ersparen. Das einzige Mittel dazu ist aber: Veröffentlichung an unantastbarer Stelle. Dann liegt die Sache ganz einfach. Dann kann der Kantharidenverkäufer nicht aufkommen. Der Staatsanwalt hat bloß darauf zu achten, ob eine Ausgabe, die dann jene Verse abdrucken sollte, ernsthaften, selbständigen Wert hat. Kann der Verleger das nicht nachweisen, so wird sein Prozeß sehr kurz sein: kein Mensch wird auch nur den Kopf wenden, wenn der Mann zu der gebührenden Strafe, sei sie auch noch so hart, verurteilt wird. Der Fall liegt ja bereits vor mit dem bekannten Gedicht Heines über das vieldeutige Bildwerk im Hofe des königlichen Schlosses zu Berlin. Man hat die einzelnen Gedichtsammlungen und die gewöhnlichen Volksausgaben, worin jenes enthalten war, in Preußen einfach verboten, hat aber keinen Anstoß daran genommen, daß es in der vollständigen Ausgabe letzter Hand auch fernerhin bleibt. Das ist eine durchaus angemessene Entscheidung, welche selbst die Meute zeilenhungriger Reporter nur einen Augenblick lang anzuklaffen gewagt hat.

Eine eingeschränkte Öffentlichkeit hat sich in solchen Fällen wohl stets am besten bewährt. Wie hoch die Schranke sein soll, das zu bestimmen liegt dem Ausschusse ob. Wir selber wünschten sie recht hoch, zum Heile vorwitziger Kinder. Das entscheidende, was solche, immerhin gefährliche Stoffe dem Verkehr entzieht, ist ein teurer Preis. Eine Ausgabe, die etwa 500 Mark kostet, ist der aller sicherste Giftschrank.

Man kann dagegen zwei Bedenken erheben. Zunächst würde man vielleicht anführen, daß es Unrecht an der gemeinsamen Sache sein würde, den reinen Text, den wir jetzt geschenkt erhalten haben, nicht sofort dem ganzen Volke, dem er doch recht eigentlich gehört, in die Hand zu geben. Eine solche Anschauung würde indes nur bei mangelhafter Erfahrung in solchen Erscheinungen gefaßt werden können und bei unzureichender Kenntnis des Rechtes, das zur Zeit in Deutschland für geistiges Eigentum gilt. Erst neuerdings ist in dem Streite, der sich um die Veröffentlichung der Gattischen Tagebücher erhoben hatte, festgestellt worden, daß Bearbeitung und Herausgabe alter Handschriften dem Entdecker kein Urheberrecht schaffen. Wenn also heute die Ausgabe des Goethe-Ausschusses erscheint, so kann von der Stunde ab jeder den reinen Text nachdrucken. Das ist die rechtliche Seite. Daneben aber lehrt die Erfahrung in ähnlichen Fällen, daß sofort eine große Schnitzeljagd von Nachdrucken anheben wird: Prachtausgaben, Volksausgaben, illustrierte Ausgaben und solche, bei deren Abnahme man obendrein ein Gebiß geliefert bekommt — wir werden das alles wieder in buntem Wirrwarr durcheinanderstolpern sehen auf der Heze hinter dem Dummen mit der bekannten Eigenschaft. Den reinen Text wird man sich alle Tage für zwanzig Pfennige bei Reclam kaufen können.

Der zweite Einwand wiegt allerdings schwerer, sehr schwer sogar. Ein so hoher Preis muß natürlich durch Aufwand bei der Herstellung gerechtfertigt werden. Also läßt sich — bei so ungewöhnlichem Preise — voraussehen, daß der Unternehmer zu Schaden kommen muß. Wer wird den Schaden tragen wollen?

Ist diese Frage eines wahrscheinlichen Verlustes von dem Ausschusse überhaupt schon in Betracht gezogen worden? Denn daß die Ausgabe in jedem Falle dem Unternehmer Verlust bringen wird, erscheint uns, wenn wir den Nachdruck, wie oben bemerkt, in Anschlag bringen, von vornherein als ausgemacht. Aber die Frage bleibt: wer soll diesen Verlust decken? Von dem Vereine ist kaum etwas zu erwarten. Daß die Vereinsbeiträge selbst bei der größten Teilnahme dazu nicht ausreichen würden, liegt auf der Hand. Sie sind so lächerlich geringfügig, daß nach Abzug sonstiger Kosten des Vereins — selbst wenn man den Jahresbeitrag verdoppeln wollte — kaum eine ganz bescheidne Verzinsung des für die Ausgabe erforderlichen Kapitals gewonnen werden würde. Und dabei wird mancher wohl gar noch erwarten, daß man ihm für seinen Beitrag das Jahrbuch und sonstige Veröffentlichungen liefert. Andererseits würde

es eine Härte sein, die viele ausschloß, wollte man den Mitgliedern die Zeichnung auf die Ausgabe zur Pflicht machen.

Von einer Sammlung für den Zweck würde man sich auch nicht viel zu versprechen haben. In Deutschland ist das Gefühl für nationale Würde überhaupt gering, und außerdem sind gerade unsre besitzenden Kreise zu ungebildet, als daß man bei ihnen auf Verständnis für solche Fragen rechnen dürfte. Ein Goethe mit Druckfehlern oder ohne Druckfehler — du lieber Gott! sie lesen ihn ja überhaupt nicht. Und was schlimmer ist: sie schämen sich dessen nicht einmal! Einige unsrer Fürstenhäuser haben sich bisweilen in solchen Fällen großartig gezeigt — aber auch sie würden schwerlich den vierten Teil der Kosten decken. Unser begüterter Adel, die Spitzen unsers Gewerbes, unsers Handels und des Spiels — wie gesagt, sie haben sich noch nicht zu den Anstands begriffen gebildeter Völker aufgeschwungen. Am ersten dürfte man vielleicht bei dem Buchhandel auf Entgegenkommen hoffen. Das ist der Kreis, der von der Reinigung des Goethetextes einzig und allein berechenbaren Vorteil ziehen wird. Ihm könnte man Opfer zumuten. An Goethe hat er viel gesündigt — durch Nachdruck und durch schlechten Druck —, und hat viel an ihm verdient. Nicht bloß die Erben Cottas, der ja schließlich Goethe leidlich bezahlt hat, sondern zahlreiche andre auch: alle die Goetheverleger, die seit dem Erlöschen des Cottaschen Rechtes aufgestanden sind — Hempel, Grote, Meyer, Reclam u. —, bis herab auf die ganz kleinen, die doch Jahr für Jahr einige Abzüge der Werke verkauft haben. Selbst David aus Reuters Reformverein dürfte dem großen Manne die Anerkennung nicht versagt haben: „Was hat er nicht gebracht in die Welt für'n Geschäft!“

Vielleicht wäre es doch des Nachdenkens wert, ob sich nicht ein Mittel finden ließe, wenigstens die Häupter unsers Buchhandels zu einer Genossenschaft zu vereinigen, welche den Vertrieb der Ausgabe auf eigne Rechnung übernehme und den unausbleiblichen Verlust, soweit nicht anderweitig Deckung geschaffen werden könnte, unter sich verteilte. Bei der seltsamen Umständlichkeit, womit der deutsche Buchhandel noch immer den Verkauf seiner Erzeugnisse betreibt, sind freilich die großen Verleger wohl auch nicht alle in der behaglichsten Lage — immerhin sind sie es doch, die an langsamen Eingang der Gelder und an große Verluste am ersten gewöhnt sind.

Von einem sind wir überzeugt: wenn bei einem hohen Preise das Wagnis bedenkllicher ist, so bessert sich bei schöner Ausstattung die Aussicht des Betriebes annähernd in demselben Grade. Denn der größere oder geringere wissenschaftliche Wert der Ausgabe wird der Mehrzahl der Käufer nicht so wesentlich scheinen, um dem Urtexte einen entschiednen Vorzug vor den Nachdrucken zu verschaffen. Eine wahrhaft schöne Ausgabe aber wird wenig Wettbewerb finden. In England und in Frankreich, wo man dergleichen ja wirklich zu schätzen versteht, würde man sie umso lieber aufnehmen, je seltner so etwas aus Deutsch-

land kommt. Und wenn man von Anfang an feierlich (und recht laut!) erklärte: „Dies ist die Jubelauflage; dies ist die großartige editio ne varietur; es werden nicht mehr als tausend Abzüge davon genommen, und sie wird nie wieder aufgelegt werden“ — so würde schon der Wunsch nach dem Besitze einer Seltenheit manchen Käufer herbeiführen. Sammler, die Goethe an und für sich garnicht kümmern, würden sich dann melden; und sogar der Emporkömmling, der sich eine Bücherei nach Maß bestellt, würde sich vielleicht einen Abzug aufreden lassen.

Endlich würde der Preis in der That garnicht so unerschwinglich sein. Der Natur der Sache nach werden die einzelnen Teile sich in ziemlich großen Zwischenräumen folgen. Bei einem Anschlage von 500 Mark für dreißig bis sechsunddreißig Bände würde der Band vermutlich ungefähr 15 Mark kosten, ein Preis, der weder an sich übermäßig, noch, in längern Pausen gefordert, unerschwinglich genannt werden dürfte.

Nicht wegen der paar Epigramme verlangen wir übrigens für die Jubelauflage ein außergewöhnliches Gewand. Das halten wir überhaupt für eine Forderung nationalen literarischen Anstandes. Von Shakespeare und von Molière, dem großen Dichter Englands und dem großen Dichter Frankreichs, besitzt man mehrere wahrhaft schöne Ausgaben. Viktor Hugo hat es sogar noch erlebt, daß man eine Sammlung seiner Werke begann, von der ein vollständiger Abzug 5000 Franks kosten wird. Man vergleiche damit nur unsere anerkannten Klassiker. Die besten Texte, die wir bisher hatten, die Hempelschen, sind mit einer so boshaften Type auf so gemeinem Papier gedruckt, daß ihr Anblick genügen sollte, begabte junge Leute vom Dichterberufe abzuschrecken. Im „Originalprachtband“ erregen sie vollends Schauer. Die ansehnlichste Ausgabe von Goethe oder Schiller ist eben noch gut genug zum Handgebrauch. Es wäre nachgerade wirklich an der Zeit, und es könnte gar kein passenderer Anlaß dazu kommen, das Versäumte wenigstens für Goethe nachzuholen, der doch für den Deutschen das ist, was für den Engländer Shakespeare ist und für den Franzosen Molière: der Dichter schlechthin, der Geist, in dem sich die Eigenschaften seines Volkes am reichsten vereinigt und am deutlichsten ausgesprochen haben.

Für 500 Mark — den zehnten Teil dessen, was der Franzose an Hugo wendet — kann immerhin etwas bescheiden Gediegnes geschaffen werden. Über die Grundzüge der Ausstattung würde ja leicht allgemeines Einverständnis herzustellen sein — der Anstoß müßte denn in der Wahl der Type liegen.

Zu Illustrationen wäre schwerlich zu raten. Das verbietet schon die Rücksicht auf die Kosten. Außerdem aber sind Goethes Schriften ja zur weit- aus größern Hälfte für den Zeichner ganz unfruchtbar. Für einen einzelnen Zeichner ist die Aufgabe zu umfassend; und was bei einer Verteilung herauskommt: der widerwärtige Mischmasch, das würdelose Gedränge, das kennen

wir zur Genüge. Und im besten Falle könnte man sich nicht viel Freude davon versprechen, dazu fehlt es zu sehr an Geschmack. Gerade in bezug auf Illustrationen ist bei Künstlern sowohl wie beim Publikum so jedes Stilgefühl abhanden gekommen, eine solche Rohheit eingerissen, daß wir vor dem Auslande und vor der Nachwelt mit unsrer Jubelausgabe wenig Ehre einlegen würden. Schließlich schreckt auch bei vollkommener Ausführung die Illustration manchen ab, weil er sich nun gerade Gretchen oder Friederiken „ganz anders gedacht“ hat als der Künstler. Leute, die in Kunstfachen von subjektivem Empfinden bis zu einem gewissen Grade absehen können, sind doch immer selten. In Frankreich hat man dafür einen bequemen Ausweg gefunden. Da giebt es für die Werke großer Dichter verschiedene Folgen von Illustrationen, in Stich oder in Radirung hergestellt, unter denen sich jeder aussuchen kann, was ihm zusagt, um es in seine, in der Regel nicht illustrierte Liebhaberausgabe einbinden zu lassen. Allerdings schwankt dort das Format der Bücher nicht so launisch wie bei uns. Trotzdem ließe sich in Deutschland vielleicht gelegentlich ähnliches herstellen.

Also keine Illustrationen! Wohl aber schöne Kopfleisten, schöne Anfangsbuchstaben und Schlußstücke — wenn auch in bescheidenem Maße: wegen der Kosten, und — worin in der Regel gefehlt wird — wegen des Stils. Die Ausgabe ist des Textes wegen da; das Zierrat darf nicht überwuchern. Die Aufgabe bleibt immer noch groß genug, denn diesmal schaffen wir für kommende Jahrhunderte.

Groß wäre die Aufgabe überhaupt, wenn man sie groß anzufassen verstünde. Es gälte, dem Volke wieder einmal eine Lehre zu geben. In unserm Buchgewerbe liegt noch vieles im argen — trotz dem Aufschwunge, der uns alle Tage gerühmt wird. Es giebt noch immer viel Schwindel und wenig Geschmack. Das schwerste aber hat das Publikum verschuldet, und zwar aus Unkenntnis. Was ein schönes Buch ist, und welchen Kunstgenuß es bietet, von tausenden weiß das kaum einer, und auch der meist — denn die Gelegenheit dazu ist selten — nicht aus eigener Anschauung. Die übrigen verlangen ein „Prachtwerk“ in „Prachtband“ für einen Preis, den ein einfacher, sorgfältig gearbeiteter Einband allein kostet — und wofür sie zwanzig Mark ausgeben, das muß auch zwanzig Pfund wiegen. Dementsprechend werden sie dann auch bedient. Wenn diesen Leuten ein Beispiel gegeben würde: der Segen wäre unschätzbar.

Und es wäre das um nichts weniger erbaulich, wenn dazu ein halbes Duzend anstößiger Epigramme, in übermütiger Stunde aufgeschrieben, den ersten Anstoß gegeben haben sollte.

